

Von Karen Krüger

Bischof Timotheos ist ein großgewachsener Mann, und man sieht ihm an, dass er in seinem Leben schon so manchem Sturm standhalten musste. Wie jeden Abend hat er sich mit dem Stiftungsvorsitzenden Kyriakos Ergün, seinem Sekretär und einigen Mönchen für ein Glas Tee auf die Terrasse des Klosters zurückgezogen. Wie an jedem Abend wird dort auch über Politik diskutiert. Heute jedoch wirkt der Bischof angespannt. Immer wieder springt er auf und läuft wie ein Tiger im Käfig auf der Terrasse auf und ab. Ganz so, als spüre er ein Gewitter aus schlechten Nachrichten, das sich über dem Kloster zusammenbraut. Auf dem Tisch liegt ein Funktelefon. Es klingelt. Der Sekretär des Bischofs geht ran. Das Gespräch ist schnell beendet, und jeder auf der Terrasse scheint erleichtert darüber zu sein. Zu lange schon geht es im Südosten der Türkei um alles – um die Daseinsberechtigung der assyrischen Christen in einem Land, deren Bewohner zu neunundneunzig Prozent Muslime sind.

Seitdem Bischof Timotheos im Jahr 1984 das Amt des Abtes in Mor Gabriel übernommen hat, musste er das Kloster schon oft verteidigen. Vor allem jetzt, in der Abenddämmerung, erinnern dessen Umrisse mit den massiven Gebäuden und dem wuchtigen Kirchentrakt an eine Festung. Und in gewisser Weise ist Mor Gabriel das auch – jedenfalls was seine Bedeutung als Hüter der christlichen Kultur im Osten der Türkei angeht. Gegründet im Jahr 397, ist es eines der ältesten christlichen Klöster weltweit. Bis heute ist es das Zentrum der syrisch-orthodoxen Kirche im Gebiet des „Bergs der Gottesknechte“ – so die Übersetzung von Tur Abdin. Früher lebten hier etwa tausend Mönche. Geblieben davon sind dem Kloster nur eine Handvoll. Doch für zahlreiche Türken ist auch das noch zu viel. Niemand in Mor Gabriel weiß, ob man sich dort noch sicher fühlen kann.

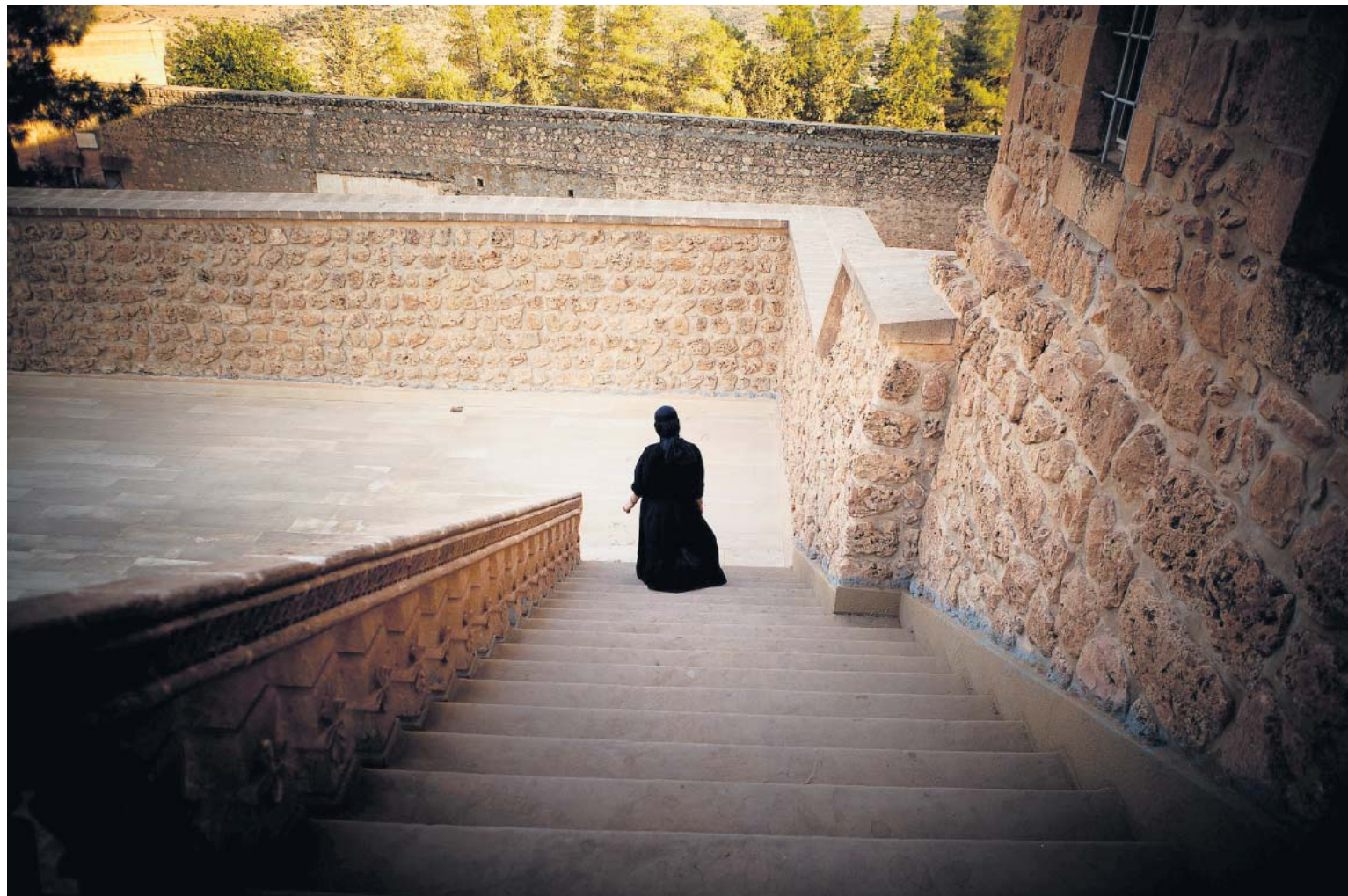
Jahrhundertlang haben die Assyrer geschwiegen über ihre Situation in der Türkei. Wer hätte sich auch dafür interessiert? Wer hätte ihnen geholfen? Erst mit dem Beginn der EU-Beitrittsverhandlungen rückte ihr Schicksal in den Blick der Öffentlichkeit. Die Welt machte sich auf einmal darüber Gedanken, dass es in der Türkei eine diskriminierte christliche Minderheit gibt. Den Assyrern gab das die Kraft, sich zur Wehr zu setzen, vor allem jenen in der Diaspora. In der Türkei hingegen regiert noch immer die Furcht. Nur wer Muslim ist, fühlt sich im Recht. Vor allem, seitdem die muslimisch-konservative AKP von Tayyip Erdogan die Regierung stellt.

„Der elementare Unterschied zwischen den Menschen in Europa und uns ist, dass sie sich nicht vorstellen können, was es bedeutet, als Christ hier zu leben“, sagt Bischof Timotheos. Er erzählt: Als im September 2005 in der dänischen Zeitung „Jyllands-Posten“ die Mohammed-Karikaturen erschienen, gab es über Wochen hinweg Drohanrufe im Kloster. Und als Papst Benedikt XVI. im Jahr 2006 seine umstrittene Regensburg-Rede hielt, rotete sich in der nahe gelegenen Stadt Midyat der Mob zusammen und skandierte antichristliche Slogans. Jeder Windhauch, der das Zusammenleben von Christen und Muslimen irgendwo auf der Welt durcheinanderwirbelt, macht Mor Gabriel zur Zielscheibe.

Als sei das nicht schon genug, liegt das Kloster seit vier Jahren mit dem Katasteramt und drei Nachbardörfern im juristischen Streit. Der hat sich so zugespitzt, dass das Kloster wahrscheinlich bald vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg ziehen wird. Früher sahen sich die Bewohner dieser Dörfer, der Bischof und die Mönche bei fast jeder Beerdigung. Bei jedem muslimischen und christlichen Feiertag gab es gegenseitige Besuche. Heute aber geht man sich aus dem Weg.

Die Mönche hätten sich widerrechtlich Grundbesitz angeeignet, behaupteten zunächst nur die kurdischen Dörfer, dann auch das türkische Katasteramt. Die Grenzen, vor Jahrhunderten gezogen, lange bevor es den Islam überhaupt gab, sollen auf einmal nicht mehr gültig sein. Da besäße jemand ohnehin „mehr Land, als zum Beten nötig“, hieß es vor Gericht. Das Kloster musste Boden abgeben, obwohl es Besitzurkunden aus osmanischer Zeit vorweisen kann. Allein das ist schon ein Skandal. Angst schürte jedoch etwas anderes, nämlich die Unterstellungen in den eingereichten Anzeigen und der Hass, der daraus sprach: Auf dem Grund des Klosters habe früher einmal eine Moschee gestanden, die Mönche hätten sie einfach zerstört, hieß es darin. Außerdem schicke das Kloster Jugendliche als Missionare in die Dörfer aus, und der Bischof und die Mönche versuchten, die Türkei zu spalten.

Für westeuropäische Ohren mögen solche Anschuldigungen hanebüchen klingen. Welch tödliches Potential sie jedoch entfalten können, haben türkische Nationalisten schon mehrmals bewiesen: Im Jahr 2006 wurde in Trabzon der katholische Priester Andreas Santoro umgebracht, ein Jahr später töteten nationalistisch-religiöse Fanatiker in Malatya drei Protestanten. Ankara behauptet trotzdem immer wieder, die christliche Minderheit zu schützen. In der Türkei gebe es unabhängig von Religionszugehörigkeit nur „Bürger erster Klasse“, sagte Ministerpräsident Erdogan erst kürzlich.



Die meisten der Nonnen in Kloster Mor Gabriel stammen aus den umliegenden Dörfern. Oft sind sie die einzigen in der Familie, die im Tur Abdin geblieben sind. Verfolgung und Diskriminierung zwangen die Menschen, ihr Land zu verlassen. Fotos Julia Zimmermann

Bedrohte Zuflucht im Land der Knechte Gottes

Das syrisch-orthodoxe Kloster Mor Gabriel in der Türkei ist eines der ältesten Klöster weltweit. Dennoch müssen die Mönche seit Jahren ihren Grundbesitz vor Gericht verteidigen. Was als Nachbarschaftsstreit begann, hat sich zu einem ernststen Konflikt verfestigt. Sein Ausgang wird viel darüber aussagen, wie Ankara tatsächlich zu der christlichen Minderheit im Land steht.



Frühstück im Trakt der Nonnen: Viele Assyrer in der Diaspora besuchen so oft wie möglich das Kloster.



Ein aramäisches Gebetsbuch: Während der Schulferien reisen Jugendliche aus aller Welt an, um die Sprache Jesu zu lernen.



„In Europa kann man sich nicht vorstellen, was es bedeutet, als Christ hier zu leben“: Bischof Timotheos bei der Messe.



„Man soll das Kloster endlich in Ruhe lassen“: Ali Özdemir, der Dorfvorsteher von Güngören, mit seiner Ehefrau und Enkeln.

Warum aber heizt die Regierung die Stimmung gegen Christen dann noch an? Assyrer seien Landesverräter, die aus wirtschaftlichen Gründen ausgewandert und im Westen „zum Werkzeug der politischen und religiösen Interessen der dortigen Länder“ geworden seien, steht in einem neuen Schulbuch, herausgegeben vom türkischen Bildungsministerium für die zehnte Klasse. Und schon die ganz Kleinen lernen im Unterricht einen Ausspruch des Staatsgründers Mustafa Kemal Atatürk, den die Nationalisten zu ihrem Motto erklärt haben: „Türkiye Türklerindir“ – die Türkei gehört den Türken. Menschen, die christlichen Glaubens sind und neben Türkisch auch noch eine andere Sprache, nämlich Turuyo, ein Dialekt des Aramäischischen, sprechen, sind damit nicht gemeint.

Aramäisch ist die Sprache Jesu. Bis heute spricht man sie im Kloster Mor Gabriel und in den wenigen christlichen Familien, die noch im Tur Abdin verblieben sind. Sie erklingt auch am nächsten Morgen in der Klosterkirche, kurz nach Sonnenaufgang, beim ersten Gebet. Ein jahrtausendealter Gesang erfüllt die Kuppel über dem Altarraum. Ein wunderbares Mosaik aus blauen und grünen Steinen

schmückt die Wände: Rebstöcke voller Trauben, üppige Farne, Bäume strecken weit ihre Äste aus. An manchen Stellen hat man die kunstvolle Arbeit notdürftig geflickt. Perser, Byzantiner, Araber, Mongolen, die Horden Tamerlans zogen über das Land hinweg, morde-ten und raubten das Kloster mehrmals aus.

Keine Armee aber richtete unter den Christen des Tur Abdin ein solches Blutbad an wie die Schergen der Jungtürken während des Ersten Weltkriegs. Hunderttausende Armenier und Assyrer fielen dem Völkermord im Osmanischen Reich zum Opfer – „Seyfo“, das Jahr des Schwerts, nennen die Assyrer die Ereignisse von 1915. Dennoch kehrten sie an diesen Ort zurück, den der heilige Samuel, der Begründer des Klosters, ihnen zugedacht hatte. Hier wurde er beigesetzt. Es ist ein Wallfahrtsort, den auch Muslime aufsuchen: Die Erde vom Grab des Heiligen soll heilende Kräfte haben. Und Frauen, die in der Kirche übernachten, wird ein Kind geschenkt, heißt es.

Eine Assyrerin aus den Niederlanden ist deshalb hier. Um Beistand für sich und ihren kleinen Sohn betet an diesem Morgen auch eine junge Christin aus dem Irak – vor drei Monaten flüchtete sie aus Mossul, wo religiöse Fa-

natiker das Leben der Christen zur Hölle machten. Die assyrische Familie neben ihr ist aus dem niedersächsischen Delmenhorst ange-reist; vor zwei Tagen hat sie im Nachbardorf einen Verwandten zu Grabe getragen. Die ältere Dame links vorne aus Belgien besucht ihre Tochter, sie ist Nonne. Eine andere ist hier, um ihren Vater zu sehen – nach dem Tod der Ehefrau kehrte er aus Schweden in den Tur Abdin zurück und lebt seitdem in Mor Gabriel. Mit den anderen Mönchen steht er vorne neben dem Bischof, am Altar.

Auch die Jugendlichen stehen dort. Es sind jene, die man in den kurdischen Nachbardörfern „kleine Missionare“ schimpft: Kinder von Diaspora-Assyrern, sie verbringen ihre Schulferien in Mor Gabriel und lernen die Sprache ihrer Väter und Vorväter. Die Verfolgung hat die Christen des Tur Abdin auf der ganzen Welt verstreut. Mor Gabriel ist der Ort, an dem sie wieder zusammenfinden und ihre Kultur leben. Lange schienen deren Ende absehbar.

Als in den sechziger Jahren die Nachricht vom deutsch-türkischen Anwerbeabkommen im Tur Abdin die Runde machte, packten viele ihre Koffer. Sie hatten genug von der Diskriminierung von Christen in der Türkei. Jene, die

blieben, bereuten das bald zutiefst. In den achtziger Jahren tobte im Tur Abdin und in den nahe gelegenen Iso-Bergen der Krieg zwischen dem türkischen Militär und den kurdischen PKK-Rebellen. Die Assyrer gerieten zwischen die Fronten, die Menschen konnten nicht mehr auf ihre Felder, die Soldaten raubten ihnen die Tiere. Ganze Dörfer wurden geräumt, in manche zog die Hizbullah ein. Sie sagte: Wir beschützen euer Dorf vor der PKK.

Janet Abraham aus München, die mit ihrer Mutter Meryem das Kloster besucht und als Kind in dessen Garten gespielt hat, reiste damals mit einer Menschenrechtsorganisation in einige der betroffenen Dörfer. Sie gehört zu jenen Assyrern, die von Deutschland aus für die Rechte der Christen eintreten. „Es war ein schreckliches Speißbrutenlaufen – die Menschen durften nicht mehr in die Kirchen, Frauen mussten sich verhüllen“, sagt sie, „wer das Geld aufbringen konnte, flüchtete.“ Etwa zweitausend Assyrer zählt heute der Tur Abdin. In den sechziger Jahren lebten noch 200000 dort. Jeden Sonntag waren die Kirchen in den Nachbardörfern gefüllt.

Die Dächer des Dorfes Yayvantepe kann man von der Terrasse des Bischofs aus sehen. Dort gab es einmal drei Kirchen. Die eine ist heute eine Moschee, die andere eine Lagerhalle. Die dritte nutzen die Bewohner als Stall für Schafe und Ziegen. Yayvantepe ist eines jener Dörfer, das dem Kloster sein Land vor Gericht streitig macht und die Verleumdungen in die Welt setzte.

Winzige Behausungen ducken sich rechts und links der ungeteerten Straße, die in das Dorf hineinführt. Im Sommer wird es hier so heiß, dass die Menschen nur noch auf den flachen Dächern schlafen. Das Haus des Dorfvorstehers ist schnell gefunden, jeder hier kennt den mächtigsten Mann im Ort: Ismail Erkal trägt ein rosa Hemd, eine goldene Uhr und einen dicken Ring am Finger. Türkisch hat der Kurde in der Schule gelernt. Höflich bittet er, auf den Sitzkissen im Wohnraum der Familie Platz zu nehmen. Erkal gibt sich jovial: Er und der Bischof seien quasi zusammen aufgewachsen, schon als dieser noch ein Klosterschüler war, habe man sich gekannt, der Streit jetzt um das Land sei gar nicht schön. Er hebt die Hände in die Luft: „Die Leute hier haben gesagt: Du bist der Dorfvorsteher, Du musst was machen. Sonst ist das Land weg.“ Natürlich sei er an einer Einigung interessiert, am besten wäre es wohl, sich noch mal zusammenzusetzen und zu reden.

Und warum macht er das dann nicht? „Es gibt halt nicht mehr so viele gute Männer in diesem Land. Jeder schaut nach seinem eigenen Vorteil“, sagt Ismail Erkal und grinst. An der Wand hängt ein bunter Kalender mit einem Foto von Ministerpräsident Erdogan, daneben ein Dolch aus Plastik.

Tatsächlich nicht auf eigenen Vorteil bedacht ist man im Dorf Güngören. Es ist das einzige, das zum Kloster hält, obwohl auch dort schon lange keine Christen mehr leben: Die letzte Familie zog im Jahr 1987 weg. Fleißig seien die Christen gewesen und hervorragende Handwerker, sagt der Dorfvorsteher von Güngören, Ali Özdemir: „Wir haben um jeden getrauert, der uns verlassen hat. Wir haben getrauert, als sei er einer von uns.“ Umringt von Enkeln und neugierigen Nachbarkindern, sitzt er auf einem Plastikstuhl vor seinem Haus. Durch seine Finger gleitet eine muslimische Gebetskette. Der Schwager reicht ein Glas mit Wasser herum, jeder leert es; wieder gefüllt, wird es an den nächsten Gast weitergereicht – eine einfache Geste, die Willkommen ausdrückt.

Ali Özdemir ist überzeugt davon, dass keines der Dörfer eine Klage angestrengt hätte, wenn das Kloster muslimisch wäre. „Es ist Unrecht, das Eigentum eines anderen zu nehmen. Der Boden, auf dem das Kloster steht, ist heilig“, sagt er. Doch im Tur Abdin habe man den Christen schon immer ihren Besitz geraubt: „Das hat System.“ Sein Vater war schon Dorfvorsteher in Güngören, auch sein Großvater. Von den furchtbaren Massakern an den Christen im Jahr 1915 erzählte er bis zu seinem Tod: Auf ihren Feldern wurden die Menschen niedergemetzelt. Es war Erntezeit, das Getreide musste eingefahren werden, deshalb zögerten viele zu fliehen, solange es noch möglich war. Auch die Mönche und Nonnen des Klosters wurden damals getötet.

Nur ein paar Schritte vom Haus des Dorfvorstehers entfernt erhebt sich die Kirche von Güngören. Den Schlüssel verwahrt der Dorfvorsteher, so dass dort niemand mehr Schaden anrichten kann. Es ist ein großes Gebäude aus hellem Stein, erbaut im vierthundert Jahre, lange bevor die Hagia Sophia in Byzanz errichtet wurde. Draußen im verwilderten Garten verwittert der Sommer-Altar. Das letzte Mal wurde im Jahr 1978 auf dem Friedhof ein Toter zu Grabe getragen.

Im Innern der Kirche ist es dämmrig und still, nur durch ein Fenster über dem Eingang fällt etwas Tageslicht. Früher schmückten prachtvolle Fresken die Wände, sie wurden zerstört oder übermalt. Nichts deutet mehr darauf hin, dass hier früher Hunderte von Christen gemeinsam die Messe feierten. Und dennoch meint man zu spüren, dass dies einmal ein Ort der Andacht gewesen ist, in dem gebetet, gesungen, getauft und geheiratet wurde. Ali Güngören wartet im Innenhof. „Es ist ein großes Unrecht, das da passiert. Das Kloster würde niemals jemandem Schaden zufügen. Wir wollen, dass das Kloster endlich in Ruhe lässt. Es ist ein Ort des Gebets“, sagt er noch, bevor er geht.